

Zeitschrift: Film und Radio mit Fernsehen
Herausgeber: Schweizerischer protestantischer Film- und Radioverband
Band: 6 (1953-1954)
Heft: 18

Rubrik: Blick auf die Leinwand

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 22.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BLICK AUF DIE LEINWAND

Der Skandal (La Pensionnaire)

Produktion: Italien/Frankreich, Titanus
Regie: A. Lattuada
Verleih: Gamma

ms. Wie «La Lupa», der im Sizilien Giovanni Vergas, des Bauern-
dichters, spielende Film, ist auch dieser Streifen von Alberto Lattuada
gedreht worden; der Regisseur selber hat auch das Drehbuch geschrie-
ben, nur daß dazu Charles Spaak, der gewandte Franzose, die Dialoge
beigesteuert hat. Eine Satire. In einem Badeort der Italienischen Riviera
taucht eine junge Frau mit ihrem Töchterchen auf. Da alle kleineren
Hotels besetzt sind, muß die Dame im Luxushotel des Ortes Unter-
kunft nehmen. Die junge Dame sieht gut aus (sie wird von der attrak-
tiven Martine Carol gespielt), und es wendet sich ihr das Interesse der
mondänen, das Dolce far niente mit erotischen Aventuren verbindenden
Gesellschaft zu. Die Frauen sind ihr gar wohl geneigt, denn es ist
offensichtlich, daß sie die Männer meidet, die ihrerseits ihre Augen
gierig über die schöne Dame spazieren lassen. Doch der holde Friede
der Langweiligkeit und des Klatsches bleibt nicht erhalten, denn man
erfährt, daß diese junge Dame in Wahrheit eine Dirne sei. Nun ist das
Urteil gesprochen. Die Frauen, die sonst eheliche Treue nicht gar zu
ernst nehmen, entrüsten sich, und die Männer wollen sich ihren Ruf
der Ehrbarkeit auch nicht so offen verderben. Einzig der sehr reiche
Mann, um den alle Gäste scharwenzeln und dessen Wort Wahrheit ist
(weil er eben Geld hat), erhebt sich über die Pharisäer; freilich nicht
aus Güte, sondern aus Zynismus. Er verachtet die Menschen so sehr,
daß es ihm ein Spaß ist, die Dirne, die man eine Dame glaubte, da-
durch wieder zur Dame zu machen, daß er mit ihr Arm in Arm spazie-
rengeht. Man grüßt wieder, denn ...



Der Bürgermeister, der der verfehmten «Pensionärin» gegen den Willen der «vor-
nehmen» Feriengäste eine Existenz zu schaffen sucht. (Martine Carol und Raf
Vallone.)

Der Stoff ist dazu angetan, ein Melodrama zu werden — und er
birgt die Gefahr in sich, ein dummes Lustspiel zu sein. Beiden Ver-
suchungen ist Lattuada, der eine der stärksten Begabungen Italiens
ist, ausgewichen. Er hat eine Satire auf die Gesellschaft gedreht (und
daß er allen Grund dazu hat, die Haute Volée Italiens aufs Korn zu
nehmen, wollte wohl niemand bestreiten). Er ist ätzend in seiner Sa-
tire, erspart nichts. Es entsteht ein Mosaik von Menschen und Schick-
salen, alle kurz angetönt und scharf umrissen, ein Mosaik der «guten»
Gesellschaft, die in Wahrheit eine aufs Vergnügen eingeschworene,
selbstsüchtige Gesellschaft ist. Die Kunst Lattuadas zeigt sich wieder-
um in der Schilderung aus den indirekt charakterisierenden Details
heraus, zeigt sich in der straffen Führung der Handlung, die Fleisch
und Blut besitzt durch die vielen, vielen kleinen Nebendinge und
Detailszenen, von denen ein Film als darstellend schildernde Kunst
eben lebt. Die Moral, die aus dem Film gezogen werden kann, liegt in
der Schilderung selbst — auch in den Dialogen, die Spaak oft witzvoll,
scharf und geißelnd geschrieben hat. Die Photographie nimmt ein
durch leise Farben, die nicht eines Elements des Malerischen entbehren
und ein schönes Gegengewicht zum gesellschaftskritischen Realis-
mus bilden.

Die letzte Brücke

Produktion: Cosmopol-Film, Wien
Regie: H. Käutner
Verleih: Vita-Film

ms. Ein österreichischer Film der Produktionsgesellschaft nach, ein
deutscher durch seinen Regisseur, Helmut Käutner, der zu den weni-
gen bedeutenden Filmschaffenden Deutschlands zählt. Der Film ist
am Festival von Cannes gezeigt worden und hat den Zorn der ausländi-
schen Kritiker erregt. Warum? Es ist ein Film, der sich für die Ver-
ständigung unter den Völkern einsetzt, und deshalb gefiel er den
Franzosen und andern nicht. Die Deutschen bzw. die Oesterreicher be-
saßen keine Legitimation, für solche Verständigung einzutreten, hieß
es. Das alte Lied, eine schäppernde Platte, die man nun endlich zer-
brechen und auf den Müllhaufen werfen sollte. Auf den Müllhaufen,
auf den auch der kultivierte Nationalismus gehört, den diese Kritiker
zur Stärkung ihres eigenen angeblichen Charakters pflegen. Warum
ist es einem deutschen Filmkünstler verboten, einen Stoff zu gestal-
ten, dessen Aussage völkerversöhnend wirken möchte? Warum?

Käutner erzählt die Geschichte einer Wehrmachtsärztin, die von
jugoslawischen Partisanen entführt wird, weil sie für ihre Verwun-
deten einen Arzt brauchen. Widerwillig, gezwungen von den keines-
wegs wohlwollenden Partisanen übernimmt sie die Pflege der Ver-
wundeten. Sie muß sich erst aus dem Wust der bösen Schlagworte her-
ausarbeiten, die ihr in den Schulungskursen der Nazis beigebracht
worden sind. Diese Banditen Menschen? Keineswegs. Und doch: Sie
sind Menschen, mit ihrem Guten und ihrem Bösen, wie auch die Deut-
schen Menschen sind, mit ihrem Guten und ihrem Bösen — ausgenom-
men die Nazis, die nur böse sind, konstitutionell inhuman. Aber sind
das nur die deutschen Nazis? Die Aertzin lebt bei den Partisanen, frei-
willig zwar nicht, aber aus dieser Unfreiwilligkeit wächst doch nach
und nach Respekt, ja sogar Verständnis, vielleicht Liebe, unausgespro-
chene. Sie sind ständig auf der Flucht, die deutschen Soldaten setzen
hart zu, es gibt nur wenige Tage des Ausruhens, immer weiter geht der
Marsch, durch die Berge, in denen verlassene Dörfer an den Hängen
kleben: umwandert von Schafferden. Arme, aber in ihrer Armut und
Kriegsnot starke Menschen wohnen auf diesen Bergen, Hirten, wie
überall, wo es Berge gibt. Und die Aertzin opfert sich für diese Men-
schen auf, sie pflegt die Typhuskranken, schleicht sich in das von den
deutschen Truppen besetzte Dorf, um Medikamente zu holen, gerät
zwischen das Feuer der Deutschen und der Partisanen, bringt die Me-
dikamente zu diesen, kehrt aber, nun freigelassen, zu jenen zurück,
stirbt, von einer verirrtten Kugel getroffen, auf der Brücke, die die bei-
den kämpfenden Truppen voneinander trennt. Auf der letzten Brücke
— der Brücke der Humanität.

Groß die Szene, da diese junge, tapfere Frau stirbt. Hüben und drü-
ben steigen die Soldaten aus den Gräben hervor, stillschweigend war
zwischen den Feinden das Einverständnis zustande gekommen, das
Feuer einzustellen, bis diese Frau die Brücke verlassen hat. Sie wissen
nicht, daß sie schon tödlich getroffen ist. Da bricht sie plötzlich zusam-
men, vergräbt die Finger in den Staub, stirbt, und fast unmerklich
klein ist die Pause zwischen diesem erschütternden Tod und dem
neuen Gewehrfeuer zwischen den feindlichen Soldaten, aber die Pause
ist da, sie ist wie eine schmale Gebärde des Respektes vor der Güte,
angesichts derer der tötende Mensch seine Jämmerlichkeit entdeckt,
die Jämmerlichkeit, die seine Schuld ist. Ist die Güte nicht die letzte
Brücke, über die wir — von hüben und drüben — noch zueinander
kommen können? Der Film wirft diese Frage auf — aber völlig un-
pathetisch, außerhalb aller sentimental Symbolik (die ja sonst so
sehr die Gefahr und die große Unmöglichkeit des deutschen Films ist).
Und das ist das Meisterliche an diesem Film, daß er seine Aussage
nicht auf die Kothurnen des predigenden Pathos stellt. Er erzählt
schlicht. Mit einer Bildsprache, die aus der südlichen Landschaft Mon-
tenegros erwächst, eine wirkliche bildhafte Sprache, intensiv und
schön; und die Menschen bewegen sich ungebrochen in dieser Land-
schaft, sind nicht aufgesetzt, wie denn auch ihr Spiel unter die Sordine
des Verhaltens gesetzt ist. Am Anfang wirkt der Film etwas schlep-
pend, ja vielleicht ist die Exposition ein wenig umständlich, aber diese
Unsicherheit ist bald überwunden, dann hebt ein breites episches Er-
zählen mit starkem dramatischem Gefälle an, und in die Bildformulier-
ungen fügen sich die Dialoge ein, die die Dinge einmal nicht zerreden.
Auch das ist das Ungewohnte in einem deutschen Film. Hier ist es
einem Filmschaffenden deutscher Sprache nun wirklich gelungen, auf
die Direktheit der Aussage zu verzichten, er schildert milieuhalt und
atmosphärisch, mit hundert Details, die alles aussprechen, das sonst
über die Lippen der Darsteller in deutschen Filmen daherstolzert.
Helmut Käutner ist ein Regisseur, der wie kein zweiter Deutscher
optisch formulieren kann. Der Filme schafft. Es stehen ihm bedeutende

Schauspieler zur Seite; jeder ein durchgeformter Charakter, jeder unverwechselbar, Deutsche und Jugoslawen. Die Krone aber gebührt unserer Schweizerin Maria Schell, die die Hauptrolle vollendet spielt.

Junges Korn (Le blé en herbe)

Produktion: Frankreich
Regie: C. Autant-Lara
Verleih: Monopoli-Pathé

ms. Claude Autant-Lara hat diesen Film nach einem Roman von Colette, der legendär gewordenen Romanautorin vom Palais Royal, gedreht. Es ist kaum zu vermuten, daß die Colette ihren Roman in dem Film wiedererkennt. Zur Beurteilung des Films ist es auch unnötig, zu wissen, ob die Schriftstellerin mit der Adaption zufrieden ist und welches Maß von Treue sich der Filmgestalter gegenüber der literarischen Vorlage zugelegt hat. Zu beurteilen ist einzig der Film, der für sich oder gegen sich spricht — in diesem Falle eher gegen sich. Der Inhalt sei kurz notiert. Es geht um dieses: Ein Knabe, eben der Kindheit entwachsen, erfährt das Erlebnis seiner physischen Männlichkeit. Neben ihm seine Kindheitsfreundin, 15 Jahre alt, reifend auch sie, und an dem Tag, an dem sie ihre gewandelte, begehrende Körperlichkeit entdecken, ändert sich auch ihr Verhältnis zueinander, die spielerische Kameraderie ist zu Ende, das Wissen um ihr Anderssein tritt zwischen sie, und damit das Begehren. Aber der Jüngling erfährt die Macht und den Rausch seiner Mannheit in der Begegnung mit einer ältern Frau, die — ihn halb verführend, halb umworben — den Knaben in die Erfahrung einführt. Zwei, drei Tage rauschhaften Sichererkennens, und wieder entlassen, tritt der Siebzehnjährige vor seine Freundin, die sich ihm hingibt, dem Ruf ihres Blutes folgend. Das ereignet sich an heißen Sommertagen, am Strand des Meeres, befreiend, bedrückend, berauschend und ängstigend.

Daß das Thema in einem Film behandelt wird, dagegen läßt sich wohl kaum ein Einwand finden, und moralische Bedenken lassen sich im Grunde auch nicht vorbringen, wie dieses Thema im einzelnen gestaltet worden ist — es bleibt alles im Bereich des Dezenten. Und dennoch: Der Film ist ein Musterbeispiel dafür, wie ein heikles Thema äußerlich zwar wohlstandständig, innerlich und im ganzen aber verlogen dargestellt werden kann; und weil verlogen, auch unmoralisch. Es stimmt etwas nicht bei diesem Film, und was stimmt nicht? Es wird mit viel Psychologie über das Sinnlichkeitserlebnis der Pubertät an der seelischen Wahrheit des Pubertätsalters vorbeigesteuert. Das Erlebnis des jungen Mannes, der zum erstenmal begehrt und seine Neugier in den Armen einer ältern Frau stillt, und das Erlebnis des Mädchens, das dem Pochen seines Blutes folgt, das alles ist zu sehr aus der Sicht der Körperlichkeit gestaltet, es fehlt jene ganze, große und mitbestimmende Schicht, die man — vielleicht etwas banal — mit der Formel bezeichnen könnte: «Erröten folgt er ihren Spuren.» Es ist kein Widerstand gegen das körperliche Begehren in diesen jungen Menschen, und eben dieser Mangel ist psychologische Unwahrhaftigkeit. Was nützt es, wenn man mit Wahrheiten über das Sinnlichkeitserlebnis junger Menschen um sich wirft, dabei aber vergißt, daß das erotische Erlebnis tiefer gründet? So wie diese beiden jungen Menschen, der Knabe, der sich Mann fühlt, und das Mädchen, das nur Neugierde ist, miteinander sprechen, über die Liebe, die Hingabe miteinander sprechen, reden Halbwüchsige nicht, das sind Erwachsenen-dialoge, und selbst Erwachsene reden nur so, wenn sie alle Hemmungen fallen lassen. So einschichtig im Sexuellen liegt die Pubertät nicht, wie sie hier dargestellt wird, so einschichtig wird sie nur unter den Händen von Erwachsenen, die ihre eigene Jugend vergessen haben und sie künstlerisch deshalb nicht darstellen können, weil sie keine Einfühlung besitzen. Es mag sein, daß ein Erwachsenenpublikum seine Lust an diesem Film hat, eine Lust der Abgebrühten vielleicht, aber es ist unverantwortlich, die schwere Zeit junger Menschen, die zu ihrem Körper erwachen, zu einem Filmplaisir für Erwachsene zu machen. Diesen Eindruck erhält man denn auch — und aus ihm erklärt sich der Umstand, daß die beiden Jungen wie verquer in ihren Rollen stehen, sie spielen Aufgezwungenes. Das ist weit betrüblicher als jene Brocken von Zynismus, die sonst noch im Film umherliegen und die Geschichte dieser jungen Menschen nicht schmackhafter machen.

Hände weg! (Touchez pas au grisbi)

Produktion: Frankreich
Regie: J. Becker
Verleih: Cosandey.

ms. Jacques Becker, der diesen Film nach einem Roman von Albert Simonin gedreht hat, darf als einer der ausgeprägtesten Stilisten des französischen Films bezeichnet werden. Becker ist ein ferventer Filmkünstler, er glaubt an seine Aufgabe, an die Aufgabe der künstlerischen



Szene aus dem in Cannes mit dem großen Preis ausgezeichneten japanischen Film «Das Tor zur Hölle». Er spielt im 12. Jahrhundert am Kaiserhofe und schildert den Kampf zweier Männer um eine Frau, die sich diesem durch Selbstmord entzieht. Die Hauptdarstellerin aus «Rashomon», Kyo Machi-ko, spielt auch hier die Hauptrolle.

Gestaltung des Films, und als künstlerische Gestaltung versteht er vor allem dies: nichts dem Zufall überlassen. Der Film ist Wirklichkeitskunst, Fixierung der Wirklichkeit, der im photographischen Bild erscheinenden Gegenwärtigkeit eines gelebten Lebens, aber er geht dann in die Irre des Unkünstlerischen, wenn er diese Wirklichkeit in kruder Weise wiedergibt. Das Wirkliche des Lebens, das vor der Kamera sich präsentiert, muß gesichtet, ausgewählt, geformt werden. Becker besitzt einen starken Formwillen — ihn hat er fast bis zur Monotonie ausgeübt in «Casque d'Or» (der ein sehr guter Film war), ihm huldigt er auch hier wieder. Gewiß, sein Stil ist nicht der einer atmosphärischen Poesie der Wirklichkeit, der Lebenstristesse (wie er denn auch nicht zu den Artistes noirs des französischen Films gehört), Becker ist ein Realist, der seinen Realismus dämpft, ja ihm etwas Sprödes gibt, er führt die Handlung sehr straff, moduliert die dramaturgischen Akzente verhalten, bleibt herb, streng, der Film ist ihm als œuvre d'art stets eine œuvre de raison.

Gerade weil alles so durchgeformt ist, darf Becker es sich leisten, einen Film zu schaffen, dessen Stoff moralischen Ueberzeugungen widerspricht. So ist es hier. Im Mittelpunkt steht ein Gangster, ein alternender Mann, der sich auf sein Altenteil zurückziehen will, dessen Einkünfte er sich mit einem Goldraub selbst geäufnet hat. Er kann aber diese Retraite nicht genießen, denn eine konkurrenzierende Gangsterbande ist hinter diesem Gold her. Sie bemächtigt sich des Freundes des alternenden Mannes, erspreßt diesen so, und unter Aufopferung des Besitzes errettet er den Freund. Aber auch dieses Opfer ist vergeblich, der Freund stirbt unter den Kugeln der verräterischen Gegenspieler. Man wird gegen diese Handlung, die alle Spannungseffekte einer gerissenen Kriminalhandlung besitzt, moralisch etliches einwenden können. Es stellt sich nämlich die berechtigte Frage: Freundschaft, Opfer, Verzicht, Treue, ja das alles ist schön, aber in welchem Milieu spielt sich das ab? In einem Milieu der Verbrechen, der Hinterhältigkeit, der Outsiders der Gesellschaft. Und man fragt: Haben da Treue, Freundschaft, Opfer ihren Sinn? Mit solchen Fragen wird man dem Film nicht gerecht. Denn der Inhalt — das, was erzählt wird — kann nicht getrennt werden von dem, wie erzählt wird — gerade in diesem Film nicht getrennt werden, der dramaturgisch, das heißt in der Charakterisierung der handelnden Personen und der Durchführung der Fabel — stark und streng geformt ist. Die Personen erscheinen als Charaktere, und nicht als positiv gezeichnete Charaktere, sie handeln konsequent nach ihrem charakterlichen Wesen. Sie sind nicht beschönigt, sie erscheinen nicht im Pathos des Heldentums — im Unterschied zu den amerikanischen Filmen, wo diese Verbrecher zum Ende zwar von der Polizei erwischt werden, aber als Helden der Stärke, des Mutes herausgestellt sind. Sie sind nüchtern geschildert, mit der illusionslosen Wahrschichtigkeit französischer Psychologie, und zu dieser Psychologie gehört es, daß die Wertung in sie eingeschlossen ist. Deshalb hat es Becker nicht nötig, die moralische Bewertung expressis verbis anzufügen. Auch die Ironie, deren Glanzlichter sich über das Ganze verbreiten, schafft Distanz zu diesen Menschen, die ihre Existenz dem Verbrechen anvertraut haben. So geht von diesem Film eine mindere Versuchung aus als von andern, die kriminelle Handlung in der übersteigerten Schilderung des Krassen zeigen (wie etwa Clouzots «Salaire de la peur»). Groß ist auch die Darstellerkunst, vor allem die von Jean Gabin, der hier wieder in seinem alten Können erscheint und, umgeben von einem Hauch der Altersmelancholie, mit seiner Leistung jene Rolle egalisiert, die bisher seine beste war, die des Lokomotivführers in «La Bête humaine». Ein fesselnder, spannender Film, mit Eleganz und Geschmack gemacht, kein ganz großer Film, aber ein Lichtblick deshalb, weil hier ein verantwortlicher Künstler am Werke ist.